

Lichtung

Nichts kräftigt meine Erinnerung inniger als der Blick zwischen dunklen Stämmen hindurch auf eine Lichtung, eine, deren Ränder im Sommer von herabhängenden Zweigen beschattet wird, eine Wiege, in welcher Gedanken sich betten.

Es ist die Mulde, in der sich erste Träume bilden. Zuerst die ungestalten, die vielleicht vom Schwall des Wassers oder dem Geruch der Milch durchzogen sind; dann die langgesponnenen: Regenträume; endlich die geweckteren: von Glasscheiben im Zoo, von Ausflügen an Flüssen entlang. Der Frühling hisst die ersten Triebe vor einer buchengrauen Rückfront; und wenn später im Jahr ein staubiges Laubdach in der Hitze glüht, nimmt das Knistern der Zweige mich in die Lehre, der ich noch nicht gewachsen bin. Denn alles wird mir im Kopf zum Wink. Wie viele Botschaften sitzen im grünen Geplänkel, wie viele Hiobsposten in der polternden Glut.

Der Versuch, der Muße nachzuhängen; die Hoffnung, das Leben ins Grüne vorzuschieben; das Bestreben, die Stunden ohne Rückstand auszuschöpfen. So will es das Gesetz des Ortes, um den die Träume spielen. Ehe er gefunden wurde, hatte die Kunst ihn zu verklären unternommen. Bald stiehlt sich ein Foto, ein kleiner Gegenstand, ein Gericht in seinen Bereich. Und wenn auch diese alten Dinge versuchen, dem Ort Ehre zu machen, so gewinnt er an sich dadurch selbst etwas Altertümliches. Das pompejanische Rot, das am breiten Band des Waldes sich entlang zieht ist Hintergrund, welcher in dieser Abgeschlossenheit sich staut. Die Zeit veraltet in schattenreichen Gelassen. Und eben darum ist der Vormittag, wenn ich auf der Lichtung auf ihn stoße, so lange schon Vormittag, dass er mehr er selbst scheint als auf jedem anderen Fleck. So auch die fernen Tageszeiten. Nie kann ich sie hier erwarten; immer erwarten sie mich bereits. Sie sind schon lange da, ja gleichsam aus der Mode, wenn ich sie endlich dort aufstöbere.

Später entdeckte ich von der Straße im Tal die Lichtung neu. Und wenn ich dann an einem schwülen Sommernachmittag durch das Wagenfenster zu ihr hinaufsehe, scheint der Sommer in ihr gefangen und von der Landschaft losgesagt.

Seitdem ich Kind war, haben sich die Lichtungen weniger verändert als die anderen Räume. Doch nicht nur darum sind sie mir noch nah. Es ist vielmehr des Trostes wegen, der in ihrer Unbewohnbarkeit liegt, der selber nicht mehr zum Wohnen kommt.

(Bearbeitung des Textes: Loggien in Berlin von Walter Benjamin. Original in: Schriften. Bd.I. Hrsg. v. Theodor W. Adorno und Gretl Adorno. Suhrkamp, Frankfurt 1955)